

Die grosse Hemmung [Fortsetzung]

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 39

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

25. September

Septembernacht.

Don Maria Waser, Zürich.

Das sind die zarten, sommermüden Nächte,
Die still und lind aus weichen, guten Händen
Der müdgehekten Seele Ruhe spenden.

Wie weiße, lichte Nebel ziehn die Stunden,
Und über heiße, nievernarbte Wunden
Legt sich ein kühles, köstliches Vergessen.

Und Kindheitsträume, keusch wie Frühlingsblumen,
Die lang im hartgefrornen Erdreich schliefen,
Entsteigen den verborgnen Seelentiefen

Und breiten leise flaumbedeckte Schwingen,
Die lautlos zu den weißen Sernen dringen . . .
In diesen kühlen, herbstgebornen Nächten.

...

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabold.

8

Erst nach mehreren Tagen begann Henri zu berichten, was er in den Schlachten mitgemacht. Als die Frauen eines Nachmittags an seinem Bette saßen, fing er an: „Endlich habe ich eine Nacht ruhig schlafen können.“

„Mon pauvre petit, kannst du denn nicht jede Nacht schlafen?“ Hast du Schmerzen?“ so fragte Colette ängstlich.

Er schüttelte den Kopf: „Ich habe nicht viel zu leiden an den Wunden, es ist nicht das, was mir den Schlaf stiehlt. Aber die Erinnerungen an die Greuel der Schlacht —. Man ist froh, wenn es Morgen wird und die gräßlichen Bilder mit den Schatten der Nacht verfliegen. Das kann man sich nicht vorstellen, wenn man es nicht mitgemacht. Man ist immer in einem Fieber und glaubt, daß man irgendwo dort unten ist. Der Schrecken reißt uns aus einem kurzen Schlummer, die Nerven beginnen ihre aufregende Arbeit und es ist um den Schlaf geschehen. Die körperlichen Schmerzen sind nichts dagegen, man gewöhnt sich daran, aber ans andere nie. Die ruhigsten Burschen, die nicht wußten, was Nervosität ist, sie kommen als Neurastheniker zurück, wenn sie die schrecklichen tierischen Bajonettangriffe mitgemacht haben. Etwas Menschenunwürdigeres als das kann ich mir gar nicht denken. Zuerst dieser bestialische Rausch, dieses moralische Unempfindlichwerden, dann das Zusammenraffen aller Kräfte, die Ueberspannung aller Tierheit in uns, jetzt ein heftiges Abschnellen dieses Raubtierbewußtseins, darauf ein Taumel aller Sinne, in dem uns in einer Sekunde die absurdesten Bilder das Gehirn durchfliegen;

ein Schnauben, Keuchen, Singen, Grollen, bis man Auge in Auge mit dem Feinde ist. Plötzlich kommt eine absolute Ernüchterung über den Geist und wir sagen uns: Du oder ich — — äh —! Man kann das in Worten gar nicht ausdrücken. Vom bestialischen Hass gegen den Feind ganz durchtränkt, wirft man sich in todesverachtender Grausamkeit auf den Nächsten, der auf uns zurennt und oft sich durchstechen läßt, ohne selbst den Raubtiermut zu besitzen, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Es klirrt und tolt, es stampft und kracht, aber das Geheul, Gestöhne, das Keuchen und Schnauben, das heisere Brüllen, das Geräusch der Sterbenden, denen ein Schuß das brechende Auge zudrückt, das ist der Höhepunkt in diesem Mordangriff. In der Nacht sehen wir diese Gesichter der Sterbenden von Freund und Feind, und das eine wie das andere ist gleich schaurig. Das Winseln verläßt unser Ohr nicht, das Schmerzgeschrei will nicht aufhören, das Stechen, Stoßen, das dumpfe Fallen, das krachende Aufschlagen der Gewehrkolben auf Menschenschädel, es wird zur wahnsinnigen Melodie, und wenn unser Auge sich aufreißt, um ganz zu erwachen, dann starrt es auf einen Menschen, der neben uns liegt und aus dessen schreiendem Munde ein Blutstrom bricht, der schreit und schreit, bis ihn ein Erstickenkrampf überfällt.“

„Barmherziger Gott! Ist es denn möglich!“ so schrie Colette.

„Ja, Madame, so ist es, wir haben es durchgemacht.“ Diese Antwort kam von Henris Bettnachbar.

Hilda hätte unmöglich ein Wort hervorbringen können, der kalte Schweiß stand ihr auf der Stirne. In den folgenden Nächten weckten sich die Frauen oft gegenseitig durch Aufschreien, denn der Eindruck der Schilderung Lamiens blieb ein nachhaltiger. Sie machten eine Krisis durch und vermochten lange Nächte nicht mehr zu schlafen, bis auch dieses überwunden und eine gewisse Ruhe wiederkam. Colette begann aufzuleben, da sie sich nicht um den Zustand ihres Mannes zu ängstigen brauchte. Hilda jedoch trug an der Ungewißheit über das Schicksal René's wie an einer schweren Sträflingskette.

Um billiger und bequemer zu wohnen, mieteten sie Zimmer bei Privaten; Colette fand eines in der Nähe des Krankenhauses, Hilda nicht zu weit davon entfernt. Sie schrieb ihrem Manne, was sie gehört, gesehen und durchgemacht auf der Reise, und daß sie einzig die Hoffnung am Leben erhalte, ihn nicht zu verlieren, sondern vielleicht eines Tages auch so glücklich sein zu können, ihn zu pflegen, so wie es Colette jetzt tun könne. Und sie schloß ihren Brief mit den Worten:

Sa, ich würde mich vom Himmel als begnadet erachten, wenn es mir vergönnt wäre, Dich hier zu sehen, so wie Colette ihren Mann täglich sehen kann, und auf Deine Genesung zu lauschen. Ich habe so vieles vernommen von denen, die den Greueln des Kampfes beigewohnt, daß ich nicht von Fleisch und Blut sein müßte, wenn ich anders dächte. Herr Lamien hat Entsetzliches durchgemacht.

Hilda kam sich verloren und verlassen vor in dem geräuschvollen Leben der Großstadt; es beunruhigte sie, all die fremden Menschen, die ihr so kalt und gleichgültig schienen, erweckten in ihr eine tiefe Traurigkeit, eine Heimatlosigkeit. Sie sehnte sich nach dem stillen Hause, wo sie ihr erstes, einziges, großes Erdenglück genossen und die Wurzeln zur neuen Heimat geschlagen. Von der Reise und all dem Erlebten sehr mitgenommen, verbrachte sie oft ganze Tage auf ihrem Zimmer, versuchte zu lesen und zu stricken, wenn derweil Colette bei ihrem Manne im Spital saß, den sie auch außer den Besuchsstunden sehen durfte. Von René kam keine Nachricht. So gingen die ersten zwei Wochen vorüber, sie wußte nicht wie, und dennoch schien es ihr eine Ewigkeit.

Herr Lamien durfte seit einigen Tagen das Bett verlassen und wenn es schön war, dann fuhr er am Nachmittag mit ihnen in den Parc de la tête d'or, wo sie sich an die Sonne setzten. Henri erholte sich zusehends, aber klagte noch immer an Schlaflosigkeit zu leiden. Er las mit ihnen die Zeitungen und erklärte den Gang der Geschicke. Colette unterbrach ihn dabei oft, kritisierte scharf, denn nach ihrer Meinung waren sie für einen solchen Krieg gar nicht gerüstet und sie schob der Regierung alle Schuld zu an den schweren Verlusten in den Vogesen, Lothringen und bei Charleroi. Das 15. Korps verdammt sie in Grund und Boden und war der Ansicht, man hätte alle fusilieren sollen, die Reißaus genommen.

Hilda konnte es nicht verhindern, daß ihre Gedanken oft den Kurs nach Deutschland nahmen, wenn sie über alles nachsann, und dann mußte sie sich gestehen, dort klappte alles in der Verwaltung, obschon sie auf allen Seiten angegriffen wurden, zu Wasser und zu Land. Es wollte sich

eine Bewunderung für die Heimatgenossen in ihr einnisten, die aber durfte sie nicht aufkommen lassen, das wäre Verrat an ihrem geliebten, vielgeprüften Frankreich. Sa, Verrat, und sie zitterte bei dem Gedanken, als fürchte sie, René könne in der Ferne diese Bewegung erraten und sie sah seine strafenden Blicke.

Um sich eine Buße aufzuerlegen, zwang sie sich in Zukunft jede kleinste Freude ab, gönnte sich als Morgen- und Abendessen nur noch Tee und trockenes Brot, kaufte sich aus dem so Ersparten Zigaretten, Tabak, Früchte, Schokolade und allerhand Kleinigkeiten, mit denen sie den Verwundeten Vergnügen bereiten konnte. Sie suchte alle Spitäler, wo Soldaten lagen, um ihre Liebesgaben zu verteilen. Diese Wanderungen durch die Krankenhäuser machte sie meist allein, da Colette bei ihrem Manne blieb. Oft drückte Müde und Traurigkeit sie so herab, daß sie einen Ruhetag einlegen mußte. Alsdann schloß sie sich in ihr Zimmer, öffnete nicht, wenn man klopfte. An einem solchen Raß- oder Trauertage schob ihr die Wirtin einen Brief durch die Türspalte, und als Hilda nachsah, da war es Nachricht von René, der ihr nach fast drei Wochen wieder schrieb:

Meine liebe Frau!

Wir sind hier in den Vogesen und haben die Grenze überschritten, die uns die Barbaren anno 71 aufgezwungen haben. Wir werden zum Rhein vordringen, da mag sich der Feind noch so wehren, wir lassen nicht ab. Wir alle sind siegesicherer als je. Unsere Artillerie ist nun auf der Höhe, die Prahler dort drüben haben es bereits gemerkt, daß ein anderer Wind zu blasen begonnen.

Habe Deine Briefe erhalten; kann nicht so oft schreiben wie Du, habe anderes zu tun, denn jetzt heißt es handeln und nur ein Gedanke beschäftigt mein Gehirn, Du kennst ihn zur Genüge. Ich hoffe, daß Lamien keine Memme ist und so bald als möglich zur Front zurückkehrt, denn zum Ausruhen ist jetzt nicht die Zeit. Es muß ein neues Leben in Frankreich anheben, auf das werden sich alle besonnen haben. Entweder Siegen oder Verderben, das ist die Parole. Keine Sentimentalitäten dürfen mehr aufkommen. Ich würde mich jeder Weichheit schämen. Wenn man drüben über dem Rhein glaubt, wir seien noch die Menschen vor August 1914, dann sollen sie sich gründlich geirrt haben.

Der Haß, der in uns allen glüht, macht uns zu den Kriegern, die wir eben jetzt nötig haben und darum rufe ich aus: Es lebe der Haß, der Haß der Franzosen für die verabscheuungswürdige germanische Rasse!

Dein René.

VIII.

Der Haß läßt sich ebensovienig erzwingen wie die Liebe, das lernte Hilda in diesen Tagen einsehen, als sie mit heroischer Verachtung ihrer Gefühle für die Heimat der Kindheit beginnen wollte, mit den deutschen Sentimentalitäten in ihrem Innern aufzuräumen.

Seit dem Ausbruche des Krieges hatte sie kein deutsches Wort weder gelesen noch gesprochen. Früher sprach sie oft mit ihrem Manne in ihrer Muttersprache, die er sehr gut beherrschte. Einst hatte er ihr sogar viel Rühmliches gesagt über ihren deutschen Stil. Daß es nun mit dem endgültig

vorbei sein werde, das konnte sie sich denken. Sie glaubte mit dem schon längst im Reinen zu sein und meinte, dieser Verzicht sei etwas Selbstverständliches. Warum tauchte nun wieder in ihrem Innern das Mahnen an vergangenes Glück auf? Jetzt, wo sie es verlieren sollte, begann es zu glänzen wie im goldenen Abendschein. Es war doch herrlich gewesen, was sie besessen und das ihr nun zwischen den Fingern zerrann. Sie hatte mit René französische und deutsche Bücher gelesen und sich an dem erfreut, was ihnen die Dichter der beiden Völker von ihrem Köstlichsten geboten. Also auch mit dem war es vorbei, vorbei — Und doch hatte René so manchen deutschen Lieblingsdichter gehabt und ihre Werke gerühmt. Erst durch ihn hatte sie überhaupt die Literatur kennen gelernt, sowohl die deutsche wie die französische. Er war ja ungleich höher gebildet wie sie, alles, was sie an Kenntnissen besaß, kam von ihm. Sie war wie weiches Wachs gewesen in seinen Händen, sie ließ sich durch ihn formen wie er wollte. Er, der in allen Wissenschaften sattelfest, erzog sie zu dem, was sie jetzt war, aber so wie er sie schulte, fand sie es als eine Lust zu lernen. Sich ihrer Geringheit immer mehr bewußt werdend, hatte sie zu ihm empor geblickt wie zu einem höheren Wesen. Obwohl sie eine recht tüchtige Schulbildung genossen und der Vater sich viel mit ihr abgegeben, da er ja Lehrer gewesen, sah sie es doch gleich ein, wie unwissend sie sei und schämte sich, gab sich alle Mühe, seiner würdig zu werden. Aber

das war ja alles nichts, zum Vergleiche mit ihm reichte nichts hin, nichts. In seiner Liebe zu ihr war er nachsichtig gewesen mit ihren Mängeln, nun aber würde das anders werden, das fühlte sie und eine entsetzliche Angst befiel sie. Wie sollte sie fürder vor ihm bestehen, wenn er sie kritisch betrachtete und überall deutsches Wesen, deutsche Plumpheit, deutschen Dünkel an ihr und in ihr finden würde? Heiland, wie heiß stieg es ihr zu Kopf und hämmerte in den Schläfen. Wie verlassen war sie, verlassen von Gott und den Menschen. Sie kam sich vor wie damals, als der Vater starb und sie nach Paris reisen mußte, um ihr Brot zu verdienen bei wildfremden Menschen, deren Sprache sie kaum verstand und die sich gerne über sie lustig machten, da sie, armes Schwarzwaldmädel, nichts wußte von der sündhaften Pracht von Paris. Aber damals hatte sie immer noch die Mutter besessen. Die war nun aber längst tot. Ihre beiden verheirateten Schwestern waren so verschieden im Charakter, gingen so sehr in ihren kinderreichen Familien auf, daß diese ihr nur dann schrieben, wenn sie ihnen das Geldgeschenk zu Weihnachten zuschickte. Nähere Verwandte in der Heimat hatte sie keine mehr und die Familie ihres Mannes wollte von ihr nichts wissen. So stand sie allein, allein, und wenn René starb oder seine Liebe für sie sich in Haß wandeln sollte, dann war alles aus und ihr blieb nichts wie der Tod — ja der Tod, denn sie konnte nicht weiterleben ohne ihn.

== Jenseits des Gotthard. ==

(Schluß.)

Die neue Epoche im tessinischen Staatshaushalt wurde eröffnet durch das unter Vermittlung des Bundes zustandegewommene Verfassungsdekret vom 9. Februar 1891. Als Hauptverfassung gilt noch heute diejenige von 1830. Während aber die zahlreichen Partialrevisionen vor der letzten Revolution nahezu ausschließlich dem Interesse der herrschenden Partei dienten, wurde durch die neuesten Verfassungsrevisionen den allgemeinen Wünschen und Bedürfnissen des Tessinervolkes in weitgehendstem Maße Rechnung getragen. Zu der Proportionalwahl der Großräte und Gemeinderäte kam die Volkswahl der Staatsräte, der Ständeräte und der Mitglieder des Appellationsgerichtes. Auch die Volksinitiative, das fakultative Gesetzesreferendum und Finanzreferendum wurden eingeführt. Damit trat der Kanton Tessin in die Reihe der rein demokratischen kantonalen Republiken. Die ausgewanderten Tessiner, welche in der Fremde ihre Anhänglichkeit für die Heimat, die sogenannte „Attinenza“, treu bewahrten, verlangten das verlorene Stimmrecht in der Heimatgemeinde wieder zurück. Trotzdem die Erfüllung dieses Wunsches der Bundesverfassung zuwiderlief, wurde schließlich dem echt tessinischen Charakterzug Rechnung getragen und den abwesenden Tessinern das Stimmrecht zugestanden unter der Bedingung, daß sie wie die anwesenden Bürger die Haushaltungssteuer entrichten.

Damit wurde das Band zwischen dem Mutterlande und seinen fernen Söhnen wieder enger geknüpft. In unserm Bundesstaat gilt zwar der Grundsatz: Jeder Kanton und jeder Kantonsbürger ist vor dem Gesetze gleich. In Anbetracht der besondern Verhältnisse im Tessin mußte eine Ausnahme gemacht werden. Alle Jahre verlassen etwa 600 Personen die tessinische Heimat, um sich in Amerika eine neue Wohnstätte mit bessern Erwerbsverhältnissen zu suchen. Denn trotzdem zwei Drittel der Bevölkerung die Landwirtschaft



Airolo.